

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 58.

Sonntag, 8. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Börcher.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Vielleicht treff' ich noch mehr Schulkameraden?“
„Kann sein. Denk dir, weißt du, wen ich noch heut' nachmittag kurz vor der Herfahrt in Straßburg getroffen und gesprochen hab' —?“

„Ich ahn' es nicht, Albräse.“

„Den Burgers Eugen. Der war doch auch in unserer Klasse! Ein fauler Kerle. Na, er hat's ja auch nicht weit gebracht. Stell' dir vor, er ist bis jetzt nur — Chauffeur! Ja. Und behauptet, er verdiene gut und sein Ehrgeiz strebe nicht weiter. — Eh bien. Der erzählte mir, er fahre heute einen ganz reichen Ausländer hierher, auch zum Kurhausball nach Baden-Baden.“

„Einen Franzosen?“

„O nein. Die Franzosen gelten ja bei uns Elässern nicht mehr als „die Welschen“. Nein, der Eugen meinte, es sei ein Italiener oder Spanier, obgleich er französisch könne. Und dieser Ausländer habe ihm ein fabelhaftes Trinkgeld — außer dem vereinbarten Betrag — versprochen. Es sei hier in Baden-Baden noch ein Freund von diesem Ausländer heute mitzunehmen.“

„Vielleicht könnte man den Eugen noch irgendwo erwischen und ein paar Worte mit ihm reden? Er war doch ein elend gutmütiger Bursche. und hatte immer kleine Geschenke bereit.“

„Und wie geht's dir, Hansfried? Ich dank' dir auch noch, daß du mir als ab und zu Ansichtsarten aus den Tropen geschickt hast und wir immer in Verbindung geblieben sind. Wir sind doch damals, als die großen Umwälzungen fürs Eläß kame, alle auseinander gerissen worden und habe uns meistens aus den Augen verloren!“

„Und wie hast du dich in die neue Herrschaft eingewöhnt?“

Das Albräse zuckte leicht die Achseln. — Er hatte sich einen Clowntittel übergezogen, um sich ungenierter bewegen zu können, und sein dünner, dunkelblonder Schnurrbart, den er ganz unmodern immer noch trug, stieß an die steife rot-weiße starre Tarlatantraufe. „Du weißt, in unserer Familie hat man sich nie in Politik gemischt! Wenn mein Vater mit seinen Tapeziergehilfen auf dem großen Hof in unserm Stadthause stand und bei der Arbeit ihre Dispute hörte, sagte er immer schon: „Meine Politik ist: Geld verdienen!“ Und das ist auch meine Devise geworden, Hansfried, glaub' mir's, in unserm ewigen Wechsel im Eläßlande ist's das Bequemste. Und mit mir gibt's noch viele „Neutraliste“, da heißt die Maus keinen Faden weg!“

„Ah!“, meinte Hansfried etwas zerstreut, denn er sah soeben zu seiner Überraschung den lila Domino, in dem ihm vorhin die exotische Tänzerin Majan vorgestellt wurde, am Arme eines Herrn im dunkelroten altfranzösischen Seidenwams durch die hohen Glastüren des Vestibüls zum Restaurant hinüber gehen.

Schließlich war es ja auf einem Maskenfest nichts Ungewöhnliches, wenn die einzelnen Paare auseinander flossen und sich zu anderen Paaren formten. Aber wo war denn Feliza, die junge Witwe aus Spanien, die ihm Luitgard eigentlich ans Herz gelegt?“

„Entschuldige, Albräse, aber ich muß eben nach einer Dame ausschauen, die ich zu begleiten habe. Kann ich dich nachher noch sprechen?“

„Aber gewiß excusier' ich dich, Hansfried! Ich bin mit meiner Frau hier. Ich stell' sie dir dann vor. Nachher trinke wir zusammen e gutes Tröpfle Wein. Vorläufig wart' ich hier im Konversationszimmer noch e Weilsche auf dich!“

Im nächsten Moment kam der gelbe Domino auf Hansfried zu und nahm seinen Arm, um ihm zu berichten, daß im gelben Domino jetzt die Tänzerin Majan stecke, und im lila sei Feliza, da man soeben die Kostüme getauscht habe. —

Als Majan ihn bald darauf entließ, war er noch eine Weile mit dem Straßburger Freund zusammen, der Hansfried seine Frau vorstellte und ihn zu einem baldigen Besuch nach Straßburg einlud. — Dann wollte man die alte Heimat von Hansfried durchstreifen und Erinnerungen pflegen. —

Hansfried sagte gerne zu. Zwar müsse er sehen, bald eine zusage neue berufliche Anstellung zu finden, und er verhehle sich nicht, daß es schwer sein würde, da die Zeiten in Deutschland nicht rosig seien.

Er ließ sich jedoch nicht länger bei dem Straßburger Ehepaar festhalten, sondern versprach seine Rückkehr zu ihnen, sowie er jetzt festgestellt habe, wo sich eine Dame in einem lila Domino befände, die ihm anvertraut sei. —

Er ging jetzt abermals in den Roten Saal und sah weder Luitgard noch Don Flavian. Auch der gelbe Domino war fort, in dem er nun Majan wußte! —

Eine unerklärliche Beunruhigung trieb ihn jetzt weiter zu suchen. Er ging zum erstenmal ins Restaurant. — Die Demaskierung und Preisverteilung sollte ja bald drüben im großen Musiksaal des Erdgeschosses stattfinden, und so wurden jetzt noch eine Reihe von Tischen im Restaurant bestellt. —

Er spähte umsonst nach dem lila Domino, in dem er nun Feliza wissen mußte. Aber weder ein lila Damendomino noch sonst ein maskierter Herr mit Dame sah irgendwo gemeinsam an einem der Tische. Er fragte einen der Kellner, ob er eine lila Dominomaskette hier gesehen habe? Der Kellner zuckte die Achseln, begann sich einen Augenblick und rief dann den blonden Ali herbei. Der habe doch vorhin ein Paar bedient, von dem die Dame im lila Domino steckte?

Der blonde Ali bejahte. Freilich, an diesem Tischchen in der Ecke hätten sie gegessen und ein zweiter Herr, gleichfalls kostümiert — als Pierrot —, habe sich zu ihnen gesellt.

„Und jetzt sind die Herrschaften zum Tanzen? Kommen sie wieder?“

Die schweren Augenlider des Kellners hoben sich mit den fahlblonden Wimpern: „Ich nehme an, daß die Herrschaften überhaupt schon aufgebrochen sind. Sie schienen nicht lange bleiben zu wollen, denn der eine Herr hat sofort, als ich den Wein brachte, bezahlt.“ —

In Hansfried froh ein Gefühl des Unbehagens hoch.

Erlaubte sich diese junge Witwe aus Spanien bereits Sprünge, gerade weil sie vorher so eingeschlossen gelebt hatte? Dann wehe dir arme Luitgard, wenn du als ihre Freundin aufzufassen hast! — Oder lag eine Verwehlung vor? Oder — gar irgend eine unklare Affäre:

Der blonde Ali sah das peinliche Befremden des Herrn. „Ich hatte den Eindruck, daß die Dame sich schlecht fühlte. Stillschweigend war sie von irgend einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden. Denn ich sah, daß sie sich mühsam erhob, sehr schwer über die Teppiche zum Ausgang ging, und deswegen von den beiden Herren unter den Armen gestützt wurde.“

Dann war Feliza vielleicht urplötzlich nach Hause gefahren? In weissen Begleitung? Obendrein hatte ja eben Luitgards Mutter noch nichts von Felizas Weggehen gewußt!

Hansfried eilte so unauffällig wie möglich zum hinteren Ausgang. Der Kurhausdiener, der hier postiert war, wußte sofort Bescheid. Gewiß, vorhin, noch gar nicht lange war es her, da war ein Auto hier vorgefahren, das von zwei Herren und einer Dame bestiegen wurde. Alle drei waren maskiert.

„Ein Privatauto oder Mietauto?“, fragte Hansfried. „Sichtlich war es ein Mietauto.“ Plötzlich fiel dem Diener etwas ein. Er bat den Herrn, ihm eben zu folgen. Dann ließ er sich von einer Garderobenfrau einen zierlichen, rosamainen Pantoffel mit Goldstickerei geben und reichte ihn Hansfried. Den Pantoffel habe die Dame beim Einsteigen verloren, die Abfahrt sei aber so schnell vor sich gegangen, daß der Diener ihn erst hinterher bemerkt und nicht habe nachbringen können. Über weitere Einzelheiten wußte der Diener nichts mehr zu sagen. —

Hansfried erkannte den Pantoffel, den er vorhin an dem zierlichen Fuße der asiatischen Tänzerin bemerkt. Bis hierher ging also ihre Spur. Aber dann? —

Jetzt mußte er unter allen Umständen Luitgard benachrichtigen. Wieder durcheilte er das Konversationszimmer, überflog mit suchenden Blicken den Roten Saal, und setzte dann sein Suchen in dem dahinter gelegenen Grünen Saale fort, in dem einst vor Jahrzehnten die internationale Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches dem berühmten Hazardspiel gefröhnt.

Da erblickte er Don Flavian und Luitgard auf dem gelbseidenen Sofa in dem zwischen beiden Sälen gelegenen intimen Zwischenraum, der von den Paaren meist nur zum gelegentlichen Durchflanieren benutzt wurde. Sie unterhielten sich hier also immer noch zu Zweit. —

Hansfried gab Luitgard, als diese zufällig den Blick zum Eingang wandte, unauffällig einen lautlosen Wink, da Don Flavian ihm den Rücken kehrte, und vorläufig auch noch nicht in die Affäre eingeweiht werden sollte. —

Der junge Offizier sah keine Masken, keine tanzenden Paare, er kümmernte sich um Nichts, war er doch einigermaßen beruhigt und beglückt, in das Verständnis von Luitgard seine beruflichen Enttäuschungen, seine Bitterkeit ausschütten zu dürfen! Sein Gesicht mit dem dunklen Hauttimbre des Südländers war jetzt aschfahl vor innerer Erregung. Seine dunklen Augen verloren den ihnen sonst eigenen etwas schwermütigen Ausdruck und blickten vor innerer Erregung.

„Sie wissen, Senorita, daß mein Vater das angesehenste Notariat in Sevilla hat. Ich bin der einzige Sohn, der Älteste von drei Geschwistern. Es lag auf der Hand für mich, Jura zu studieren und das Notariat für meinen Vater zu übernehmen. Aber ich zog es vor, mich nicht so weich und bequem im Leben zu betten, sondern ich bin Offizier geworden. — Mein Entschluß, der spanischen Armee zu dienen, entsprang der entsetzlichen Lage unserer spanischen Soldaten im Marokkokrieg.“

„Wie lange verblutet sich Spanien eigentlich an diesem Kolonialkrieg?“, fragte Luitgard in der Erinnerung an die zahllosen Tränen, Verwünschungen,

Seufzer, die sie während ihres Aufenthaltes in Spanien in allen Kreisen wegen der Kämpfe gehört.

„O, im Grunde seit mehr als drei Jahrzehnten. Es flammt immer wieder auf, um immer wieder abzulaufen. — Das spanische Volk nennt Marokko „den Friedhof unserer Männerjugend“. Nun wohl, damals ging es besonders furchtbar zu. Bei einem Vorstoß der Araber verloren die Spanier über zehntausend Soldaten. Diese Zehntausend sind fast alle ntebergemebelt, — ach, mehr noch als das, verstümmelt, gekreuzigt, geblendet, geschändet. — Und da sagte ich mir, daß jeder Spanier, der über einen gesunden Körper verfügt, die Pflicht habe, das Prestige Spaniens dort unten zu retten. Ich wurde Artillerieoffizier. Sie wissen, Senorita, die Artillerie ist in Spanien gleichsam die Garde. Die Elite. Deswegen hat die Diktatur Privilegien, die der Artillerie seit langen Jahrzehnten eingeräumt waren, aufgehoben.“

„War die Diktatur dazu im Recht?“

Don Flavian zuckte die Achseln. „Sicher war es nötig, mit einzelnen Privilegien aufzuräumen. Aber man hätte nicht alle über einen Kamm scheren dürfen, uns Artillerieoffiziere nicht restlos als Verräter und Aufwiegler betrachten.“

„Aber die Putschversuche in Valencia — Don Flavian —?“

„Sind in der Hauptsache von Spaniern unternommen, die ins Ausland verbannt sind. Wenn sich dieser oder jener aus der Artillerie beteiligte, um so verwerflicher. Ich aber habe mich nie politisch beteiligt. Ich weiß, es ist der Krebschaden der spanischen Armee, daß ihre Offiziere sich seit vielen Jahrzehnten in die Dinge der Politik aktiv einmischen. — Ich aber wollte nur meinem Vaterlande dienen, — und seinem Prestige: dort unten in Marokko die letzte spanische Kolonie halten zu helfen! Verstehen Sie das, Senorita? Die letzte Kolonie Spaniens, nachdem Spanien vor drei Jahrhunderten fast die halbe Welt gehörte!“

„Was haben Sie nun für Pläne?“

Don Flavian machte jetzt auch im Smoking unwillkürlich eine Bewegung, die er sich bei seiner frühzeitigen Neigung zum Embonpoint in der ihm oft unbequemen Uniform angewöhnt. „Es gibt zwei Möglichkeiten für mich. Entweder suche ich bei der spanischen Botschaft in Berlin einen Posten zu bekommen, da mein Vater Beziehungen zum Attache hat. — Dann fahre ich jetzt nach Berlin, nachdem ich Sie hier begrüßen durfte! — Oder ich warte ab in der Hoffnung, daß sich unten die Lage klärt, die Diktatur unter uns Artillerieoffizieren flieht und uns Zuverlässigen und Königstreuen Gelegenheit gibt, wieder einzutreten. — Ich wünsche, das Letztere möge eintreten.“

Er brach ab, da er sah, daß Luitgard in ihrer Haltung — ihre Gesichtszüge vermochte er ja nicht unter der kleinen schwarzen Samtmäse zu enträtseln — plötzlich eine Bewegung der Überraschung machte und zum Eingang des Grünen Saales hinüberwinkte.

„Dort ist Hansfried, ein Jugendfreund. Scheinbar hat er mir etwas zu sagen.“ (Fortsetzung folgt.)

Im Garten der Ehe.

Don Dagmara Wajissjewna.

Wenn man hört, daß ein Mann eine gute Partie gemacht hat, so kann man überzeugt sein, daß die Frau eine schlechte gemacht hat.

Die einzige Steuer, über deren Kleinheit geklagt wird, ist die Aussteuer.

Wenn man junge Eheleute ohne einander sieht, so haben sie sicherlich etwas mit einander.

Der Mann, dem die Frau das größte Maß von Freiheit gewährt, fühlt sich von ihr am stärksten angezogen.

Setzt die Frau ihren Kopf auf, so setzt der Mann seinen Fuß auf und — geht eigene Wege.

Direktor Feldners Versuchung.

Skizze von Paula Schag-Schindler.

Der junge, begabte Erich Feldner lehrte müde und glücklich nach bestandenen Lehrereexamen in seine Wunde zurück. In seinem Zimmer fand er den schmalen Tisch mit Blumen und Stichen festlich gedeckt, und die äppige, ältliche Anna Gregor, seine Wirtin, erwartete ihn in freudiger Ungeduld. Er wußte, wie viel er ihr zu danken hatte. Er dachte daran, daß ohne die billige, nahrhafte Pension der gütigen Frau seine Geldmittel ebenso wenig ausgereicht hätten wie seine Körperkräfte. Die arme Lehrerswitwe vom Lande stand nun im schlotternden, geliebten Gehrock aber wohlgepflegt, vor der Wirtin und kramelte heiße Dantesworte. Anna Gregor strich dem jungen Manne zärtlich über die Wangen und zog ihn an den gedeckten Tisch, füllte ihm Tasse um Tasse aus der großen Kaffeekanne und legte ihm breite Scheiben des süßen Kuchens auf den Teller.

„Ach, Fräulein Anna“, kramelte der Junge endlich. „Bei Ihnen, durch Ihre Güte, kann ich auch heute vergessen, daß ich niemanden habe, der sich um mich sorgt und der sich mit mir freut.“ — „Sie haben mich“, sagte das alte Mädchen schlicht, „ich habe gesorgt und freue mich nun mit Ihnen. Aber“ fuhr sie nach einer Weile leise fort, und ein seltsamer Blick streifte Erich Feldner. „Sie sind jetzt erwachsen, ein wirklicher Mann. Und ich bin eine unverheiratete Frau, die auf Ihren Ruf bedacht sein muß. Sie können natürlich bei mir wohnen bleiben, bis Sie eine Anstellung gefunden haben, dann aber... Ich bin weder Ihre Schwester noch Ihre Frau... Sie wissen noch nicht, wie schlecht die Menschen sind.“ Anna Gregor schwieg und sah zur Seite. Dann begann sie zögernd von neuem: „Ich weiß ja, daß Sie mit Ihrer Begabung viel zu schade sind, um Ihr Leben lang in irgend einem Nest den schmuggigen Rangen das Einmaleins beizubringen. Wenn Sie einmal weiter studieren wollen und Geld brauchen...“ In ihrer Kehle sah ein würgendes Schlucken, und sie mußte abbrechen.

In diesem Tage wurde die fast vierzigjährige Anna Gregor die Braut des jungen, unerfahrenen Erich Feldner, der sie mit dankbarer, kindlicher Zuneigung umgab.

Und der junge, begabte Hilfslehrer Erich Feldner arbeitete lernte, studierte. Errang Lob und Achtung seiner Vorgesetzten. Erhielt mühelos den Urlaub für Studium und Examen. Frau Anna Feldner gab ihrem Gatten die Mittel und ein ruhiges, sorgenfreies Heim, war glücklich in der Nähe des Geliebten, der fast ihr Sohn sein konnte, und dessen Wissen und Geist sie demütig verehrte, glücklich im Besitze ihres Töchterchens, dem sie im zweiten Jahre ihrer Ehe das Leben geschenkt hatte.

Erich Feldner wurde im Laufe der Jahre Lehrer, Seminarlehrer und schließlich Direktor des städtischen Lyzeums. Das Raunen und Kopfschütteln ob der sonderbaren Ehe hatte im Städtchen schon seit vielen Jahren aufgehört. Niemand fragte sich mehr, ob der Herr Direktor bei alledem glücklich geworden sei. Wenn man der noch immer knabenhaften Erscheinung des erfolgreichen Mannes sinnend nachblickte, so geschah es mit Achtung vor seinem Wissen, seinem Fleiß und seiner Energie, vielleicht auch mit ein wenig Bedauern, daß die ungebildete Frau einen richtigen Vertreter mit seinem Hause eben doch nicht gut zuließ.

War Direktor Feldner ein glücklicher Mann? Er hatte in seinem arbeitsreichen Leben noch keinen Augenblick Ruhe gefunden, sich selbst diese Frage vorzulegen. Und wenn es von anderer Seite geschehen wäre, so würde er sie wohl rasch und unbedenklich bejaht haben. Das Studium gab ihm Genuß, der Erfolg machte ihm Freude, sein Beamtentum brachte ihm Verehrung und Liebe. In seinem Heim fand er Ruhe, Ordnung und Wohlgegnen. Für seine Frau empfand er die gleiche dankbare und fast kindliche Zuneigung, die er ihr als junger Bursche entgegengebracht hatte. Alles aber, was sein Herz an wirklicher Wärme und Innigkeit befaß, gehörte seiner blonden, schlanken Junge, einem Bäckersknaben mit langen Hängeohren. Sie gehörte zu seinen besten Schülerinnen und war ihm auf Spaziergängen und Wanderungen, ja, oft sogar bei der Arbeit ein lieber, verständnisvoller Kamerad geworden. Seiner mehr geistigen Natur mochte wohl das Alter und die wenig anziehende Erscheinung seiner Frau nicht allzu viel bedeuten. Die Jahre gingen und brachten ihm ein erfülltes Leben ohne Anfechtung und Entbehrung. Bis eines Tages Hella Groffe an seine Anstalt kam. Hella Groffe, die moderne Pädagogin, die Sprachmeisterin, der die Herzen der Schülerinnen trotz aller Strenge und großer Anforderungen zuzugien. Hella Groffe, das feste, schlanke, junge Weib mit dem strengen Rabonnen-scheitel und den kühlen Augen, dem klaren Geist und dem unerwachten Herzen.

Hella Groffe und Erich Feldner verstanden sich in der Arbeit und im Leben. Der Direktor freute sich der verständnisvollen Helferin, des ebenbürtigen Geistes und des gleichgesinnten Menschen und begabte dabei kaum, daß dieser geschätzte Kamerad auch ein blühendes, schönes Weib war. Immer wieder zog ihn das Bedürfnis, sich auszusprechen und zu beraten, in ihre Nähe. In der Schule und im Städtchen begann man zu tuscheln. Doch ganz langsam und allmählich erst brachte die warme, junge Weibsnähe in Feldner ein Etwas zum Erwachen, von dem er selbst sich immer

frei geglaubt hatte: die gesunde Sinnlichkeit seiner jungen Jahre. Denn er war noch ein junger Mann — seine vierzig Jahre alt — und unverbraucht. In der lauen Zimmerwärme seines häuslichen Glases hatten Herz und Sinne ungeschwächt und unerweicht dem großen Erwachen entgegenreifen können. Als nun dieses Erwachen kam — ein heißer, wilder Ruf im sonndurchglühten Direktorzimmer —, mußte es das ganze Wesen dieses Mannes erschauern. Vor ihm lag ein so großes, so ungeahntes Glück, daß alles Bisherige, alles Erreichte daneben ins Schattenhafte versinken mußte. Hella Groffe — aufgewählt wie er — taumelte aus der Schule. Erich Feldner aber saß vor seinem Schreibtisch und träumte den großen, süßen Traum von Glück und Erfüllung, von Leben und Liebe.

Allmählich ordneten sich seine Gedanken. Mit Behmut edachte er seiner Frau, ihrer Liebe, ihrer gütigen Hülfe. Er hätte zu ihr gehen mögen wie zu einer Mutter, der man das erste Liebesglück berichten muß, weil die eigene Brust zu eng ist, dessen ganze Größe zu umschließen. So aber...

Die Mittagszeit war lange vorüber. Erich Feldner schrieb an seine Frau, die ihn verstehen, die ihn freigegeben mußte. Er durfte, er konnte nicht sein ganzes, einziges Leben lang am Leben vorbeigehen. Aufseufzend legte er endlich die Feder fort. Nach Hause konnte er nicht mehr gehen. Er wollte zur Regierung fahren, Urlaub erbitten, seine Versetzung betreiben...

Entschlossen stand Feldner auf. Da klopfte es zaghaft, und eine junge, blonde Junge steckte vorsichtig den Kopf zur Tür herein. „Wo bleibst du nur, Bäterchen? Uns war so bang um dich...“

Sie trat mit raschen Schritten näher und schmiegte sich an ihn. Dabei fiel ihr Blick auf den Schreibtisch. „An Mutter?“ entfuhr es ihr überrascht. „Vater!“ Wie ein Aufschrei klang es, und fester umklammerte sie seinen Hals.

„Inge! Liebling!“ kramelte der Mann. Tiefe Blässe lag auf seinem Gesicht.

„Vater!“ rief das Mädchen noch einmal. Was wußte es? So viel Schmerz, so heißes Flehen lag in der Stimme des Kindes, daß Feldner eritterte. Er preßte das Mädchen lange und fest an sich, dann tastete er nach dem Briefe.

„Komm, Kind!“ sagte er mühsam. „Wir wollen gehen.“ Langsam zerriß er den Brief. Und langsam, alt und müde, verließ er am Arme seines Kindes den sonnigen Raum.

Wer älter wird.

Von Julius Kreis.

Das Alterwerden geht so an: Die Leute konstatieren, daß man sich gar nicht verändert hat; oder sie sagen: Sie sehen aber gesund aus, oder: In Ihren Jahren macht so was noch (noch!) keine Beschwerden. Oder sie fragen: Sind Sie noch immer unverheiratet? Oder: Sie wohnen noch immer in der Heugasse? Sie geben Ratsschlüsse: Machen Sie jeden Morgen fünfzehn tiefe Kniebeugen. Unser Schneider: Nehmen Sie keinen karierten Stoff; er trägt auf. Nehmen Sie den dunklen, das macht schmaler.

Wer älter wird, hört mit Interesse zu, wenn jemand von seinem Rheumatismus erzählt, oder von einer Badetur oder von einem wirksamen Nervenmittel.

Wer älter wird, liest im „Artiklen Hausfreund“ den Artikel über „Pflege der Arterien“ oder „Bekämpfung des Senkfußes“. Er liest in der Literaturgeschichte voll Begeisterung, daß Villenron mit vierzig Jahren das Dichten anfang und Fontane mit Siebzig seine besten Romane schrieb. Er unterstreicht in der Statistik, daß die frühgeborenen Kinder einen größeren Begabungskoeffizienten haben als die spätgeborenen, und Staatsmänner durchschnittlich zwischen 50 und 60 die größten Erfolge aufweisen. Da hat man also noch lange Zeit! Gern sieht er sich das Bild des neunzigjährigen „Kodexeller beim Golfspiel“, des fünfundsiebzighjährigen Gerhart Hauptmann beim Baden und der x-jährigen Sarah Bernhardt in einer Rollenrolle an. Vor Freude hüpfet sein Herz, wenn er in der Zeitung von einer Ausstellung jüngerer Künstler liest, von denen der Durchschnitt seiner Altersklasse angehört. Recht so! Die Jungen wollen zum Licht! Warum immer nur die Alten!

Eines Tages gibt's dann in der Trambahn den ersten fühlbaren Knacks. Ein kleines, nettes, artiges Schulmädchen steht knixend auf und bietet dem Herrn, der älter wird, den Platz an. ... Die dumme Göre!

Aber der Abend legt Balsam auf die Wunde. Die Sechzigjährigen im Verein klopfen ihm nach der Debatte glück auf die Schulter und sagen: Ja, wie wir so jung waren wie Sie, da haben wir auch... Und als ihn gar bei einem Zusammenstoß der Gegner einen Auszubenden nennt, da möchte er dem am liebsten eine Flasche „Perle der Pfalz“ spendieren.

Wer älter wird, entdeckt voll Rührung über sich und sein Schicksal die ersten grauen Haare und streicht sie unter die dunklen, er nimmt manchmal zur nächtlichen Deimkehr ein Auto, auch wenn er allein ist, er hat auf seinem Waschtisch und im Schrank ein halbes Duzend Medizinfläschchen und Pulverschachteln, er zieht bei jedem repräsentativen Anlaß seinen Bauch ein bisschen ein, er redet gern von vergangenen Zeiten, wie schön es früher war, und er meidet Menschen mit Schnupfen und Husten, entziffert seinen Tabak und Kaffee mit allerhand Patenten, unterscheidet mit Sachkenntnis unter den Rotweinen. Manchmal prüft er seinen Puls, jede Woche stellt er sich auf die Waage, und wenn ein fremder Herr an seinem Stammtisch sitzt, runzelt er leicht die Stirn. Ein Haus mit einer guten Küche ist ihm lieber als eines mit einer schönen Tochter. Er ist ein Herr in den besten Jahren.

Und die Frauen? Da hat er Chancen. Denn wir wissen ja, die jungen Mädchen neigen viel mehr zu einem reifen, nicht mehr zu jungen Mann. — Hat nicht neulich bei dem Fest die schöne Siebzehnjährige sich vertrauensvoll an ihn geschmiegt? Und was sagte sie: So ungefähr: Wissen Sie, ein Mann, der was erlebt hat und erfahren und überhaupt. — Ich schwärme nie für junge Männer. Es ist doch eine ganz andere geistige Anregung.

Wahrhaftig, sie hat recht. Man ist der Gebende, der Spendende, der Führer.

Und als dann der blutjunge, nette Student kam und sie zum Tanz holte, da hat sie den Herrn, der älter wird, so reizend, er möge auf ihr Handtäschchen Obacht geben. Nach drei Stunden, da sie der Junge fortbegleitete, hat sie sich herzlich bedankt, daß ihr Handtäschchen in so guter Hut war. — Vertrauen gegen Vertrauen. Die ganz jungen Mädchen also haben was übrig für ihn und dann vielleicht auch die alleinlebenden Witwen mit der Kuschelmeubelung und dem September-Glück-Inferat.

Ein Herr in besten Jahren! Gewiß, er räumt manches Feld, und das „Übergang“ in die „vorige Generation“ geht nicht ab ohne „Aufwand!“ gegen die Jahre. Aber dann tauscht der Herr, der älter wird, doch allerhand ein: Verständnis für die realen Freuden des Daseins, wenn er glücklich veranlagt ist, eine heitere Resignation. Er wird nicht mehr zornig um des Kaisers Bart. War das Lächeln im „Übergang“ manchmal ein bisschen kramphastig und bitter, nachher wird es echt und lösend.

Unglücklich durch eine große Liebe — glücklich durch eine große Liebe? (wenn er ganz klug geworden ist, will er da nichts verreden) — vorläufig ist er im schönen Gleichgewicht. Aber das bekommt er nicht umsonst. Da mußte er zwanzig Jahre „Sturm und Drang“ dran geben und alles Glück und Beben holder Torheit und alles Reizvolle und Schöne, das in der Trunkenheit junger Jahre liegt. Wer älter wird, hat seine reifen, seine „besten Jahre“ bezahlt. — Sanfte und weise Hand des Schöpfers, daß man dann mit dem Tausch zufrieden ist!

Welt u. Wissen

Wie die Mönche von St. Bernhard den Winter verbringen. Das Hospiz von St. Bernhard ist die berühmteste Zufluchtsstätte der Hochalpen. Zwar gibt es heute Behausungen, die ebenfalls das ganze Jahr bewohnt sind und noch höher liegen, wie das Hotel auf dem Jungfraujoch und das Wirtshaus auf dem Stiffler Joch; aber die Höhe des St. Bernhard-Passes von 2472 Meter ist immerhin der dritthöchste Alpenort, auf dem Menschen das ganze Jahr ihr Leben fristen, und zwar haben die Mönche seit fast einem Jahrtausend hier sich ein Reich friedvoller Einsamkeit und beschaulicher Stille errichtet, das stets der Hilfe des Nächsten mit Einsetzung des eigenen Lebens gewidmet war. Seit fast 500 Jahren sind die getreuen Helfer der Gottesmänner die berühmten Bernhardinerhunde, die die Verirrten und Verschneitten sicher in den Schut des Hospizes geleiten. Diese berühmte Romantik des St. Bernhard gehört heute freilich der Vergangenheit an, auch in diese Hochgebirgseinsamkeit ist die moderne Technik eingezogen und hat den Mönchen ihr Leben und ihre Arbeit erleichtert. In diesem Winter hat die Schneedecke auf dem Paß die Rekordhöhe von fast 10 Meter erreicht, und der Schnee ist bis zu dem zweiten Stod des Hospizes emporgestiegen. Aber trotzdem verläuft das Leben der Mönche in der gewohnten normalen Weise. Sie verbringen ihre Zeit mit Studien und mit der Erziehung ihrer Schüler, und wenn es das Wetter gestattet, so machen sie Ausflüge auf Skiern oder üben mit ihren Hunden das Rettungswerk. Ein Mönch auf Schneeschuhen ist uns zwar eine ungewohnte

Vorstellung, aber die Einführung der Skier unter den Bewohnern des Hospits hat sich als sehr nützlich erwiesen. Die Mönche bleiben dadurch in Verbindung mit der Schweizer und der italienischen Seite der Alpen und sind sehr viel leichter und rascher in der Lage, den Reisenden, die von Schneestürmen oder Lawinen verschüttet sind, Hilfe zu bringen. Vor der Einführung der Schneeschuhe war der Große St. Bernhard für die ganze Zeit des Winters, der hier neun Monate dauert, von der ganzen Welt abgeschlossen, und manchmal vergingen viele Wochen, ohne daß eine einzige Person nach dem Hospiz kam. Jetzt ist das ganz anders geworden. Wenn dem Hospiz der Ausbruch von Touristen oder Schneeschuhläufern telephonisch von der Schweizer oder von der italienischen Seite gemeldet wird, dann brechen einige Mönche, von ihren Hunden begleitet, auf, um ihnen entgegen zu gehen und ihnen in jeder Weise behilflich zu sein. Sind die Bitterungs- und Schneeverhältnisse auf dem Paß gefährlich, dann werden die Bergbesteiger vorher gewarnt, und auf diese Weise ereignen sich nur noch sehr wenige Unglücksfälle. Winter und Schnee sind heute auch nicht mehr imstande, den Verkehr mit dem Hospiz zu unterbinden. Dreimal in der Woche kommt der Postbote von Bourg Saint Pierre auf Schneeschuhen nach dem Hospiz; er braucht dazu drei Stunden, während die Rückfahrt nur 50 Minuten in Anspruch nimmt. In diesem Jahr machten allerdings seit Anfang Februar beständige Schneestürme und Lawinentürme dem Postboten die Ausübung seines Dienstes sehr schwierig, und über eine Woche konnte er nicht hinaufgelangen. Als er am 15. Februar schließlich erschien, war er mit Briefen und Paketen überlastet. Die Mönche wohnen in ihren stattlichen Gebäuden sehr bequem; die Keller sind reichlich mit Nahrung gefüllt, und einige Kühe und Ziegen liefern täglich frische Milch. Das Hospiz wird durch Zentralheizung behaglich erwärmt und mit Hilfe einer Dieselmachine elektrisch erleuchtet.

Woher kommt „Knorke“? Das Wort „Knorke“ hat sich seit dem Kriege zu einem Lieblingsausdruck des Berliner Dialekts entwickelt und ist auch bereits in den allgemeinen deutschen Sprachgebrauch eingedrungen. Man hat sich darüber den Kopf zerbrochen, woher dieses merkwürdige Kraftwort kommt, das bis vor kurzem selbst den besten Kennern des Berliner Idioms unbekannt war. So wurde behauptet, der Ursprung seiner Entstehung liege in einer jener zweifelhaften Erbsprachen, die während der Lebensmittelpnot des Krieges auftauchten. Damals soll die Reklame „Knorkes Buletten sind die besten“ verbreitet worden sein. Aber dafür lassen sich keine Belege finden, und so kommt S. Mauermann in der Monatschrift „Die Literatur“ zu einer anderen Erklärung, die sich organisch aus der Entwicklung der Mundart herleiten läßt. Das Wort „knorke“ steht in einer Reihe mit ähnlichen Bezeichnungen für etwas Gutes und Kräftiges, die seit dem Kriegsbeginn sich einbürgern suchten, wie „Klasse, safte, sahne, puppe, kniecke, schnafte, schnulle“. Keine dieser Neubildungen drang aber durch. Nur das Bedürfnis, das nach einem solchen Kraftwort herrschte, läßt sich daraus erkennen. Da ging man auf die im Unterbewußtsein noch lebendige Wortwurzel „kn“ zurück, die sich im süddeutschen „Knödel“ und im norddeutschen „Knoll“ findet. Derselben Wortwurzel gehören die Bezeichnungen „knollig“ und „knorrig“ an. Mundartlich sagt man für „knorrig“ auch „knorke“. Ein urwüchsiger, kräftiger Mensch wird in der Dichtung seit langem als „knorrig“ bezeichnet, da er etwas von der festen Zähigkeit alter Bäume oder Baumwurzeln besitzt. Daß dieser Ausdruck den Berlinern nicht fern lag, zeigt bereits ein Reim, den vor 20 Jahren die Berliner Droschkenfahrer mit Bezug auf den Polizeipräsidenten, der ihnen damals viel Scherereien machte, formten: „Wir sind ein Volk, ein knorries, Herr von Borries!“ Auch von einem Knorren sagt man, daß er stark sei. So ist also aus Knorren und knorrig das heute so beliebte Wort „knorke“ entstanden. Um 1916 wurde diese Berliner Wortschöpfung lebendig, und man sagt, daß es Clara Walldoff, die urberliner Künstlerin, gewesen sei, die ihm allgemeine Geltung verlieh, als sie einmal eine Tasse Kaffee bestellte: aber „recht knorke“, d. h. stark.

Menschenart.

So hoffen wir nun Tag für Tag,
Wir wandern traumumfängen.
Was wohl der Morgen bringen mag?
Ist ewig uns Verlangen.
Die Stunden, Tage, Jahre zieh'n,
Geschlechter kommen, gehen.
Wir werden immer einsam zieh'n,
Und tausend Wünsche sehen.

Karl Frid Illmer.